

Übersetzen

Juli-September 1997 • 31. Jahrgang • Nr. 3

Otto Bayer

Laudatio auf Willi Zurbrüggen zum Stuttgarter Literaturpreis 1996

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? – Nein!
Wir wollen weniger erheben,
Und fleißiger gelesen sein.

Es ist so eine Sache mit dem Gelesen- und Gelobtwerden. Das Mißverhältnis, das Lessing in dem eingangs zitierten Vierzeiler beklagt, werden auch heute die meisten Autoren bestätigen. Bei einer Art von Autoren, nämlich den Literaturübersetzern, lautet die Klage aber eher andersherum. Sie können sich gewiß nicht über Mangel an Leserschaft beklagen, denn immerhin wurden rund 50 Prozent aller belletristischen Titel, die hierzulande alljährlich publiziert werden, zunächst in anderen Sprachen geschrieben. Und vergleicht man nicht nur die Titelzahlen, sondern auch noch die Auflagen, so kommt man nicht umhin, einen ansehnlichen Literatur-Importüberschuß in deutschsprachigen Ländern festzustellen. Woran das liegen mag, soll hier nicht erörtert werden.

Doch, sie werden sehr fleißig gelesen, die Autoren aus zweiter Hand, wie man uns Literaturübersetzer auch schon genannt hat. Gelobt aber werden sie ausgesprochen selten. Um so dankbarer sind wir der Stadt Stuttgart dafür, daß sie diesen Heinzelmännlein und -weiblein der Literatur seit 1978 sogar einen Preis verleiht, regelmäßig alle zwei Jahre; und die festliche Preisverleihung ist zugleich das Forum, auf dem der jeweils Preisgekrönte auch einmal öffentlich und sehr ausführlich gelobt werden kann. Ich freue mich, dies hier tun zu dürfen, und ganz besonders freue ich mich, daß der zu Lobende Willi Zurbrüggen heißt, weil es mir leicht macht, was mitunter schwierig sein kann.

Denn wofür wollen Übersetzer gelobt werden? Dafür, daß sie tun, wofür sie bezahlt werden, wie Herr Hieber von der FAZ einmal gemeint hat? Nun, man könnte tatsächlich damit anfangen. Wer für eine Bezahlung, die im günstigsten Fall einem Monatsgehalt von 2400 Mark brutto entspricht (günstigster Fall heißt: leichtes Buch, überdurchschnittliches Honorar, unterdurchschnittliche Betriebskosten) – wer also für eine solche Bezahlung seine Arbeit auch nur halbwegs ordentlich macht, verdient allein schon dafür einen Preis – oder die Zwangsjacke; das möchte ich als selbst Betroffener nicht entscheiden. Allerdings gilt dieses Lob für alle literarischen Übersetzerinnen und Übersetzer. Wer dann aber seine Arbeit noch so gut macht wie Willi Zurbrüggen, dem sollten die Autoren und die Verlage, denen das zugute kommt, Kränze flechten. Erstere kommen aus nachvollziehbaren Gründen selten auf die Idee, letztere wissen genau, warum sie es nicht tun.

Also abgesehen davon, daß er für geringen Lohn arbeitet: Was kann an einem Übersetzer schon so lobenswert sein? Daß er viele fremdsprachige Vokabeln beherrscht und eine fremdsprachige Grammatik durchschaut? Wir erinnern uns an die Schule, wo das lästige Übersetzen ja mehr als Nachweis für fleißiges Pauken galt, weniger oder gar nicht als ein schöpferisches Tun. Früher jedenfalls; aber auch heute noch scheinen selbst Leute, die des Lesens kundig sein sollten, das Übersetzen von Literatur für ein reines Abschreiben mit anderen Vokabeln zu halten.

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung im Fernsehen, in der ein bekannter deutscher Literaturkritiker – ich nenne keine Namen – ein von seinen Kontrahenten miesgemachtes Buch mit den Worten zu rehabilitieren versuchte: »Aber es ist so ein hervorragendes Deutsch!« Sie haben es erraten: es war eine Übersetzung – nur wurde der, von dem das hervorragende Deutsch stammte, mit keiner Silbe erwähnt ... schien doch dieser Kritiker zu glauben, das habe der Originalautor gleich mitgeliefert – oder zumindest muß er angenommen haben, bei einem stilistisch brillanten englischen, französischen, italienischen, russischen, spanischen Text sei eine ebenso brillante deutsche Fassung nur das zwangsläufige Ergebnis einer philologisch fehlerfreien Wort-für-Wort-Übersetzung. Und mit dieser Auffassung steht der wohlbekannte Ungenannte nicht allein in seiner Zunft.

Ich habe einmal die Buchrezensionen eines Jahres, soweit es sich um übersetzte Bücher handelte, und soweit ich der Kritiken habhaft wurde, auf ihre Übersetzungsfreundlichkeit abgeklopft. Dabei verstand ich unter Übersetzungsfreundlichkeit keineswegs nur freundliche Worte für den Übersetzer, sondern jedes noch so kurze Eingehen auf die Qualität der Übersetzung, die ja für die Genießbarkeit eines Buchs nicht unerheblich ist.

Das Ergebnis: Nur in kläglichen 12 Prozent aller Besprechungen wurde die Übersetzung überhaupt erwähnt, und wenn, dann viel öfter tadelnd als lobend – was man vielleicht verstehen kann, denn wenn etwas gut gemacht ist, fällt es nicht weiter auf, und warum sollte man von Kritikern mehr Sachverstand verlangen als vom normalen Leser? (Oder sollte man doch?)

Jedenfalls wurde in vielen Kritiken so manches Lob, das eindeutig dem Übersetzer gebührt hätte – siehe das »hervorragende Deutsch« – kurzerhand an den Autor adressiert. Umgekehrt kam es auch vor, daß dem Autor sprachliche Ungeschicklichkeiten angelastet wurden, die ebenso eindeutig aufs Konto des Übersetzers gingen. Es war zum Teil sehr erheiternd, aber ich will jetzt nicht Anekdotchen zum besten geben, wo ich auf diesem Umweg doch nur auf den diesjährigen Preisträger zu sprechen kommen möchte. Bis hierher also die Lamentatio, jetzt endlich die Laudatio.

Es fanden sich unter den gesichteten Rezensionen nämlich auch einige zu diesem Buch: »Luis Landero, *Späte Spiele*, aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen«. Und siehe, darin wurde der Übersetzer sogar mehrmals gelobt:

»Die Übersetzung dieser oft auch sprachschöpferischen Prosa dürfte nicht leicht gewesen sein. Willi Zurbrüggen hat die Aufgabe souverän gemeistert«, schrieb der Züricher Tagesanzeiger.

»Bewundernswert hat Willi Zurbrüggen die Sprachakrobatik ins Deutsche übertragen«, hieß es im Hessischen Rundfunk.

»Willi Zurbrüggen hat eine deutsche Übertragung geschaffen, deren wortgewaltige Suggestivkraft der spanischen Version in nichts nachsteht«, meldete Radio Bremen.

»Willi Zurbrüggen gebührt großes Lob für die vorzügliche Übersetzung ins Deutsche; er hat diesen sprachlich höchst anspruchsvollen Roman in allen Nuancen einwandfrei übertragen«, lobte die Frankfurter Rundschau.

Das war natürlich alles sehr schön und erfreulich für den Übersetzer. Aber richtig neugierig auf das Buch, das heißt auf die Übersetzung, wurde ich erst, als ich den folgenden Verriß las:

»Leider verliert das Buch in der meist korrekten, oftmals aber holprigen und sprachlich altertümelnden Übersetzung viel von seinem ursprünglichen Charme« – so die Süddeutsche Zeitung. Es folgen zum Beweis ein paar angeblich falsch bezeichnete Realien, zum Beispiel sei die von Willi Zurbrüggen mit »Leberpaste« übersetzte *foagrà* eigentlich nur eine Leberwurst – so etwas beeinträchtigt die Qualität einer Übersetzung ungeheuer... Und dann heißt es im selben Text weiter: »Auch das Wort Autoselbstfahrer gibt Rätsel auf. Erst nach einigem Nachdenken kann der phantasiebegabte Leser ... erraten, daß damit Autoskooter der Jahrmärkte gemeint sind...«

Das »sprachlich altertümelnd« machte mich als erstes stutzig. Ich dachte: Wie kommt ein Übersetzer, der deutlich unter 200 Jahre alt ist, der im Hier und Heute lebt, der Kinder hat, der unter die Leute kommt, der liest und Radio hört und fernsieht, dem ich also getrost unterstellen kann, daß er unsere heutige Sprache beherrscht – wie kommt er dazu, sich einer altertümelnden Sprache zu befleißigen, die doch gewiß nicht die seine ist? Wenn es also zutraf, hatte es dann nicht womöglich einen Grund?

Ich kannte das Buch noch nicht, aber den Grund ahnte ich spätestens bei dem anstößigen Wort »Autoselbstfahrer«. Ich besorgte mir also das Buch, wollte es nur anlesen, um die altertümelnde Sprache zu suchen und den Grund dafür zu finden, doch dann wurden aus dem Anlesen ein paar lange Lesenächte, an deren Ende hohe Bewunderung für den Übersetzer stand. Aber der Reihe nach:

Von Altertümelei natürlich keine Spur. Die Handlung spielt, obwohl keine Orte und Zeiten angegeben sind, eindeutig im Franco-Spanien der Nachkriegszeit, und Willi Zurbrüggen hat, wie sich's gehört, lediglich sprachliche Anachronismen zu vermeiden gesucht, denn damals hießen manche Dinge einfach anders als heute, zum Beispiel auch die Autoskooter. Ich hätte es doch eher befremdlich gefunden, wenn Gregorio Olías seine Angetraute nebst Schwiegermutter zur Fahrt im Autoskooter eingeladen hätte, wo es das Wort noch gar nicht gab! Die Dinger hießen damals wirklich »Autoselbstfahrer« – eine durchaus sinnvolle und werbewirksame Bezeichnung in einer Zeit, als es noch kaum Au-

tos gab, als schon das Mitfahren in einem Auto ein Vergnügen sondergleichen war, das Selbstfahren gar ein Stück Himmelreich – auch wenn man sich das heute nicht mehr vorstellen kann.

Ich freute mich also, daß hier ein Übersetzer am Werk gewesen war, der die mögliche Zeitfalle erkannt und sich kundig gemacht hatte, um sie zu vermeiden. (Leider heißen in der drei Jahre später erschienenen Taschenbuchausgabe die Autoselbstfahrer dann doch Autoskooter; der Kritik wurde Rechnung getragen und wieder einmal dem Druck der Unwissenheit nachgegeben, was ich immer schade finde.)

Aber nicht das, nicht das Vermeiden sprachlicher Anachronismen war es, was meine Bewunderung für den Übersetzer auslöste. Das Erkennen und Umgehen möglicher Zeitfallen gehört zum Geschäft des Literaturübersetzers ebenso wie das Berücksichtigen der Tatsache, daß die Leser der Übersetzung einen anderen kulturellen Hintergrund haben als die Leser des Originals – was den Übersetzer immer wieder zu kleinen Fälschungen nötigt, damit seine Leser begreifen, was man den Lesern des Originals nicht erst erklären muß, weil sie es von Kindesbeinen an kennen. So etwas ist – nein, ist leider nicht, sollte aber selbstverständlich sein. Also vielleicht lobenswert, aber noch nicht so sehr bewunderungswürdig.

Auch daß ich in diesem Buch an keiner Stelle das Gefühl hatte, eine Übersetzung zu lesen, daß dieser Text, der bestimmt sehr schwer zu übersetzen war, trotzdem mit einer Leichtigkeit, einer Selbstverständlichkeit daherkam, als wäre er nie in einer anderen Sprache formuliert gewesen, auch das weckte noch nicht Bewunderung, nur Anerkennung. Unter uns Übersetzern sagt man ja: »Wenn man die Mühe merkt, war sie umsonst.« Das heißt umgekehrt, wenn man die Mühe nicht merkt, hat der Übersetzer eigentlich nur einen Anspruch erfüllt, den er an sich selbst stellt. Also auch wieder nur eine Selbstverständlichkeit? Durchaus nicht, und deswegen immerhin schon einmal achtenswert, wenn auch noch immer nicht bewunderungswürdig.

Nein, bewunderungswürdig an dieser Übersetzerleistung fand ich etwas anderes, was ich beim Lesen noch gar nicht merkte – es wurde mir erst hinterher bewußt. Lassen Sie mich kurz ausholen:

Seit es auf der Welt Literatur gibt, wird Literatur auch übersetzt, und seit übersetzt wird, streiten die Gelehrten darüber, wie es denn richtig sei: Soll man das fremde Werk ganz und gar der eigenen Sprache einverleiben, um den Leser vom Fremden unbehelligt zu lassen, oder läßt man das Fremde bis in die sprachlichen Strukturen hinein weitgehend unbeschädigt, damit der Leser nicht nur sieht, was, sondern auch wie man in der anderen Sprache, dem anderen Kulturkreis, denkt und spricht?

Die Praxis, manchmal eine weise Richterin, hat den Streit schon längst mit einem Kompromiß entschieden, wenn auch manche Übersetzungswissenschaftler das noch nicht mitbekommen haben. Der Kompromiß lautet, auf eine Kurzformel gebracht: Der Übersetzer möge in seiner Sprache das Fremde sichtbar machen. Ganz einfach, oder? (Jedenfalls nicht zuviel verlangt für maximal 2400 DM brutto.)

Nun hat aber Willi Zurbrüggen in Luis Landeros *Späte Spiele* nicht nur das geschafft, sondern noch eins draufgesetzt, und das merkte ich, wie gesagt, erst hinterher: Da hatte ich nun gebannt ein Buch gelesen, das in sehr gutem, sehr elegantem und sauberem, einfach wunderschönem Deutsch geschrieben war, einen Text,

dessen sprachliche Kapriolen spanischer Art in die deutsche Sprache hineinpaßten wie das Ei in den Becher; und doch hatte ich die ganze Zeit das Gefühl gehabt, ein spanisches Buch im Original zu lesen – ich kann gar kein Spanisch, wählte mich aber unter Spaniern, glaubte den spanischen Erzähler und seine Spanisch sprechenden Figuren mühelos zu verstehen, als redeten sie in meiner Muttersprache – was sie ja auch taten, es wurde mir nur paradoxerweise nicht bewußt.

Wie konnte das gehen? Normalerweise schließt eins das andere aus. Bemerkt man in einem übersetzten Buch die fremde Sprache, so hat doch meist der Übersetzer aus Ungeschicklichkeit, Unachtsamkeit – oder aus falscher »Originalitätsvermutung«, wie Dieter E. Zimmer es einmal genannt hat – Strukturen dieser fremden Sprache in seinen Text übernommen und mit ihnen die eigene Sprache verbogen. Das war in diesem Buch nun aber wirklich nicht der Fall.

Wenn andererseits die fremde Sprache ganz verschwindet und man als Leser das Gefühl hat, ein deutsches Buch zu lesen, so entspricht das zwar der Forderung, die Verlage, Kritiker und Leser unisono an den Übersetzer stellen, aber eigentlich ist es schade, denn in einer gut erzählten Geschichte ist die Sprache, in der sie geschrieben wurde, eine Hauptakteurin, ohne die das Buch ein völlig anderes wäre. In einem guten Buch ist die Sprache eben weit mehr als ein Vehikel für Mitteilungen; zwischen Sprache und dem Denken und Fühlen der Menschen, die sie sprechen, besteht eine unaufhörliche Wechselbeziehung. In jeder Sprache wird anders geschimpft, geschmeichelt, geliebt, gehaßt, gedacht, sogar gerechnet, und das nicht nur mit anderen Vokabeln. Kurz, die Sprache ist für alles das zuständig, was zwischen den Zeilen steht – und in einem lesenswerten Buch steht zwischen den Zeilen mehr als in den Zeilen. Diese Sprache nun ganz und gar verschwinden zu lassen, kommt dem Verschwindenlassen, zumindest aber dem Auswechseln einer Hauptfigur gleich, und damit kann das Buch schon nicht mehr dasselbe sein.

Eigentlich. Denn Willi Zurbrüggen hat das eben doch geschafft. Er hat in diesem Buch die Hauptfigur namens »Sprache« ausgewechselt, ohne das Buch zu verändern. Man liest da weder eine Übersetzung aus dem Spanischen, noch liest man ein deutsches Buch, dessen Handlung zufällig in Spanien spielt, sondern man liest ein auf Deutsch geschriebenes spanisches Buch. Es ist das selten erreichte Ideal einer Literaturübertragung, den eigentlich unauflösbaren Widerspruch dennoch aufzulösen und die Sprache, in der das Buch ursprünglich geschrieben wurde, deutlich und unverwechselbar vorzuzeigen, sie geradezu hörbar zu machen, ohne dabei der eigenen Sprache die allermindeste Gewalt anzutun.

Ich habe, nachdem mir das klargeworden war, in dem Buch immer wieder nach Stellen gesucht, an denen ich das hätte festmachen können, um Willis Trick zu durchschauen. Wenn ich etwas gefunden hätte, würde ich eine solche Stelle jetzt zitieren und Ihnen den Trick verraten – so indiskret sind Übersetzer. Aber ich habe nichts gefunden. Sein Trick muß einfach der gewesen sein, daß er sich für eine Weile in Luis Landero verwandelt hat.

Und das ist ein Kunststück, das, wenn es gelingt, unbedingt preiswürdig ist. Willi Zurbrüggen hat es geschafft, und dafür möchte ich ihn hier in aller Öffentlichkeit bewundern.

Willi Zurbrüggen

»...Blättern im nächtlichen Archiv der Inspiration«

Die Nachricht, daß mir der Stuttgarter Literaturpreis verliehen worden sei, traf mich buchstäblich aus heiterem Himmel. Nachdem ich dann richtig begriffen hatte, was mir eigentlich widerfahren war, galt mein erster Schritt dem Bücherregal und dem Griff zu jenem schon vor fünf Jahren erschienenen Buch, dem ich den Preis in erster Linie verdanke. Ich blätterte in den *Späten Spielen*, dem Erstlingsroman von Luis Landero, für den er bei seinem Erscheinen in Spanien sogleich den Nationalen Literaturpreis und den Kritikerpreis des Landes bekommen hatte.

Es blieb nicht beim Blättern; hier und dort las ich mich gleich wieder fest, erneut wurde die alte Faszination lebendig, die mich während der gesamten Übersetzungsarbeit – die fast ein Jahr gedauert hat – nicht mehr verließ. Die anarchisch-überschäumenden phantastischen Szenen, die der Autor entwarf, seine poetische Sektion von Wörtern und Begriffen, unter deren vordergründig vertrauter Oberfläche eine ganz neue Lebendigkeit zutage tritt, das weit ausgebreitete Panorama der spanischen Seele, eingebettet in eine turbulente Verwechslungskomödie von quichotesker Tragik – das alles zog mich sogleich wieder in seinen Bann.

Und welche Wonnen hatte ich beim Übersetzen dieses hochfliegenden literarischen Kosmos erlebt, in dem es vor allem darum ging, komplexe Bilder vor dem Hintergrund einer fremden Kultur in meiner Sprache nachzuschöpfen. Ich durfte – ich mußte – meiner spielerischen Phantasie die Zügel schießen lassen. Dies wiederum ist nur dann fruchtbar und mit Lust zu bewerkstelligen, wenn der Autor in seiner Sprache virtuos den Takt vorgibt und unerschrocken literarisches Neuland betritt. Dann kann auch der Übersetzer die Fesseln des Kleinmuts abwerfen und – als Schöpfer zweiten Ranges – zu der dem Text gebührenden Form finden.

In Luis Landeros Roman *Späte Spiele* balanciert man – sowohl als Übersetzer wie als Leser – immerzu auf dem Grat zwischen einer wunderschönen poetischen Sprache und ihrer banalen – allerdings höchst kunstvoll zelebrierten – Verzerrung durch den Protagonisten Gregorio Olias. Es gibt Stellen in diesem Roman, da müssen die Wörter ganz neu gemischt werden, damit das Spiel der Worte dieselbe Spannung behält wie im Original.

Ich zitiere einige Zeilen des übersetzten Textes, die dies vielleicht veranschaulichen können:

So neu erschienen ihm plötzlich alle Dinge, daß er sich nicht an ihre Namen gewöhnen konnte, wie schon Jahre zuvor, doch jetzt nicht, weil sie im Dunkeln lagen, sondern weil sie ihn blindeten. Er bat die Ältesten der Alten im Park, ihm ihre Lebensgeschichten zu erzählen und wie die Welt früher gewesen war, ob man die Dinge zu ihrer Zeit mit denselben Namen benannt hatte wie heute. Einige sagten ihm, die Dinge hätten früher sehr viel schönere Namen gehabt. Gregorio glaubte ihnen, da er die Sprache der Dichter entdeckt hatte und der Meinung war, jedes Ding verdiene durch ein Gedicht bezeichnet zu werden und nicht nur durch ein Wort, oder zumindest in verschiedenster Form zur gleichen Zeit, als authentisches Spiegelbild der universalen Übereinstimmung. Aber in jedem Wort lag auch Poesie, klar, zum Beispiel »Anmut«: dachte man da nicht an lautlos rollende Glas-murmeln, Anmut, ein Wort ohne Echo, das uns zweifeln läßt, ob wir es tatsächlich ausgesprochen haben oder ob

es nur mit den Augen ausgesprochen wird, Anmut, ein Lidschlag nur, unverständlich und vertraut zugleich, Anmut? Und dieser dunkle Vokal am Ende des Wortes, der den Mund, wie in einem kurzen Sommertraum erstarrt, zum Kuß bereitet? Und so ein Wort wie »Geburtstagskuchen«! Da mußte man Anlauf nehmen, um das erste »u« zu erreichen, es dann zügeln wie ein Cowboy auf dem Rodeo, um dann im gebremsten Trab zum anderen »u« zu gelangen, denn das Wort bockte und drohte den Reiter abzuwerfen und damit seine eigene Bedeutung zu gefährden.

Dem guten Gregorio jedoch genügt es bald nicht mehr, sich in solcherart Betrachtungen zu ergehen. Er wird immer realitätshungriger und fängt tatsächlich an, die fiktiven Gedichte des fiktiven Dichters Faroni zu schreiben, der zu sein er seinem Freund und Bewunderer Gil vorgibt.

In seinem Bemühen um Authentizität, um die möglichst vollkommene Darstellung seines Idols und Ideals in Wort und Tat wird er immer kopfloser und schreckt schließlich selbst vor den größten Barbareien nicht zurück. Hier ein Beispiel seiner Ergüsse:

Dann ging er die Prologe an. Die biographischen Daten entsprachen dem, was er Gil erzählt hatte und enthielten die Aufzählung seines Gesamtwerks mit einigen ausgewählten Beispielen. Das ging schnell. Aber wer sollte ihm das zweite Vorwort schreiben? Ein imaginärer Dr. Sprummer, oder eine Persönlichkeit des wirklichen Lebens, die jeder kannte? Früher hätte er sich vielleicht für ersteren entschieden, doch jetzt war sein Hunger nach Tatsachen so groß geworden, daß ihn allzu ätherische Erfindungen nur noch abstießen und er jene Phantasiestalt verwarf, als handle es sich bei ihr um etwas höchst Anrüchiges. Er würde also eine real existierende Person wählen.

Er konzentrierte sich auf berühmte Namen. Die seines Landes verwarf er aus naheliegenden Gründen, und nachdem er die wenigen ausländischen Berühmtheiten, die er kannte, abgehakt hatte, entschied er sich am Ende – und es war ihm wie eine Erleuchtung – für Ernest Hemingway, dessen Namen er einmal in der Zeitung gelesen hatte und den er für nicht allzu berühmt hielt. Da er außerdem schon tot war, konnte keiner kommen und sein Vorwort für falsch erklären. Er zog einen Federstrich durch die Luft und schrieb:

»Mein Freund Faroni, dem ich soviel verdanke, bittet mich um ein Vorwort zu einer Sammlung seiner frühen Gedichte, und ich muß gestehen, daß ich es nicht als Pflicht auffasse, sondern im Gegenteil als eine große Ehre. Und dennoch, welch ein Blättern im nächtlichen Archiv der Inspiration, um über Faroni zu berichten! Denn einerseits machen ihn sein künstlerisches Schaffen und sein zutiefst menschliches Streben zu einer der bewegendsten Gestalten unserer Zeit...«

Hier hielt er inne, überlegte lange und verbesserte dann die letzte Zeile: »...zu einer der bewegendsten und lichtesten Gestalten unserer Zeit, doch andererseits: Wer ist diese friedlose Seele, dieses geheimnisvolle Wesen, von dem kein Mensch etwas weiß, mit Ausnahme einiger Auserwählter, unter denen sein braver, nicht minder ruheloser Biograph Gregorio Olias besonders hervorzuheben ist? Was kann man von einem Menschen berichten, den Schmähungen nicht verletzen und der keiner Huldigung zugänglich ist? Faroni ist die magische Brise eines goldenen Ideals. Und selbst wenn nichts von seinen Werken übrigbliebe, nicht eine Zeile, genüge uns das Wissen um seine Existenz, um seiner ewig zu gedenken. Keine noch so infame Widrigkeit, keine niederträchtige Verschwörung wird je imstande sein, den zeitlosen Zauber von seines Namens Klang zu brechen.«

Überwältigt las er den letzten Absatz noch einmal durch. Welcher unglaubliche Glücksfall hatte ihm das Privileg solch hehrer Worte gewährt? War er vielleicht wirklich ein Genius im Rohzustand, wie jenes lodernde Gefunkel verhielt? Er begann einen neuen Absatz, und knapp zwei Stunden später hatte er das Vorwort glücklich zu Ende gebracht.

Nun ja, in so eine verstiegene Welt einzutauchen hat mir Spaß gemacht, ich war mit großer Begeisterung bei der Sache. Und Enthusiasmus bei der Arbeit ist die schönste Begleiterscheinung des einsamen Übersetzens, die Arbeit wird zur Leidenschaft. Leider wissen das auch die Verhandlungspartner in den Verlagen, mit denen man um sein Seitenhonorar, um Nebenrechte und Auflagenbeteiligungen ringt. Im freien Wettbewerb scheint man der Meinung zu sein, wer schon Spaß an seiner Arbeit hat, der muß nicht auch noch gut bezahlt werden.

Dieser fortwährende Kampf um annähernd leistungsgerechte Honorierung ist eine Beikost unseres Berufes, die immer schwer verdaulich und ungeheuer demotivierend ist. Manch hoffnungsvoller Neuling ist daran gescheitert.

Was einzig hilft, ist die konsequente Verfolgung eines hohen Qualitätsniveaus der abgelieferten Arbeit. Dadurch allein beweist sich auf Dauer die Kompetenz und die Einzigartigkeit eines jeden Übersetzers, einer jeden Übersetzerin. Wir verfertigen eine Sprachkunst, die zu der des Autors parallel verläuft.

Es gibt seltene Momente im Leben eines Literaturübersetzers, in denen dies auch so gewürdigt wird. In einem solchen Moment tritt er aus der Einsamkeit seines Arbeitsalltags heraus und darf seine Leidenschaft, seinen Enthusiasmus, seine Freude einmal ganz unverschämt nach außen tragen.

Angela Plöger

Zum Übersetzen nach Rhodos

Im Mai dieses Jahres habe ich einen Arbeitsaufenthalt in dem neuen Übersetzerzentrum in Rhodos absolviert. Hier ein kurzer Bericht mit Einzelheiten, die für Nachfolger von Interesse sein können. Name und Anschrift des Zentrums lauten:

Waves of Three Seas
International Writers' and
Translators' Centre of Rhodes
Director Mrs. Lorraine Hunt
A. Laskou Street 10 a
GR-85100 Rhodes
Tel. +30-241-32510
Fax +30-241-32455

Das Zentrum hat seine Arbeit Anfang April 1997 aufgenommen, und ich war der erste »Schriftsteller- und Übersetzer-gast«, der dort gearbeitet hat.

Der Aufenthalt selbst ist für Schriftsteller und Übersetzer frei, aber die Kosten für Reise und Unterhalt muß jeder selbst aufbringen. Stipendien stehen einstweilen nicht zur Verfügung. Künftig wird es ein Bewerbungsformular geben, das man im Zentrum anfordert.

Das Haus liegt an der Westküste der Stadt Rhodos, schön in Hanglage, und hat oben sechs Einzelzimmer und das Büro, unten vier Einzelzimmer, Küche, Ess- und Putzraum. Von den Nordzimmern hat man (wenn man vom Stuhl aufsteht) einen traumhaften Meerblick über das türkisblaue Wasser bis hinüber zur türkischen Küste, von den Südzimmern aus sieht man wenige Meter vor sich den mit allerlei Kräutern bewachsenen Berghang. Alle Zimmer haben eigenes WC mit Dusche.

Zu meinem Bedauern ist das Haus ganz auf Aussperren der heißen griechischen Sommersonne angelegt. So lassen die Fensterläden im Obergeschoß, wenn

sie geöffnet und festgehakt sind, nur einen schmalen Durchblick frei. Das empfand ich als sehr gewöhnungsbedürftig – hatte ich mich doch auf viel Licht, Sonne und Wärme eingestellt.

An der Westküste von Rhodos weht nahezu ständig ein steifer Wind, der nicht selten Sturmstärke erreicht. Während meines Aufenthalts war der Sturm so stark, daß die Haken zur Fixierung meiner metallenen Fensterläden herausgerissen wurden. So mußte ich mich mit Steinen behelfen, um die Läden halbwegs zu fixieren und Tageslicht ins Zimmer zu bekommen.

Das Haus ist nach längerem Leerstehen renoviert und mit einer Zentralheizung ausgestattet worden. Leider hat man es versäumt, die Heizkörper mit Thermostaten zu versehen, so daß entweder sämtliche Räume oder keiner beheizt werden kann. Nun hat man in Rhodos das Problem, daß die ganze Insel auf Wasser steht, und die dem Berg zugewandte Hauswand ist so feucht, daß die frische Farbe an dieser Seite innen bereits abblättert. Im Eßraum und in den Küchenschränken hängt Modergeruch, und Salz und Küchenpapier sind feucht.

Dieses Problem bereitet den Verantwortlichen erhebliches Kopfzerbrechen, und es wird geschätzt, daß entsprechende Reparaturen knapp 4 Mio. DM kosten würden, also mehr als die jährlichen Betriebskosten von rund 2,6 Mio. DM.

Außerdem ist geplant, das zu dem Komplex gehörende, weitaus größere Nachbargebäude ebenfalls zu renovieren. Es soll die Bibliothek, Gemeinschaftsräume, das Büro und weitere Wohnräume beherbergen. Die Kosten dafür sind mit 19,3 Mio. DM veranschlagt. Bis dieses Gebäude bezugsfertig ist, wird es allerdings noch eine Weile dauern.

In den Zimmern stehen Bett, Schrank, Stuhl und ein kleiner Schreibtisch, im wesentlichen aus einem Hotel übernommene Ausstattungsstücke. Computer sind nicht vorhanden, auch Bücherborde, ein Fernseher, Waschmaschine, Bügelbedarf und anderes fehlt noch. Die Küchenausstattung wurde nach meinen Wünschen ergänzt, aber ich habe bei der Abreise noch eine Wunschliste mit sonstigen Dingen zusammengestellt, die ich vermißt hatte.

Auch eine Bibliothek muß erst geschaffen werden; einstweilen gibt es nur einige zufällige Bücher, die von den Mitgliedern der Arbeitsgruppe bzw. des Kulturkomitees mitgebracht wurden. Ich selbst habe den sechsbändigen blauen Duden dort hinterlassen.

Im April fand im Haus das General Meeting statt. Einer der wichtigsten Programmpunkte war die Verabschiedung der Statuten für das Zentrum. Durch sein Kulturkomitee hat das Zentrum jetzt den Status einer NGO und damit die Möglichkeit, EU- und Unesco-Gelder einzuwerben. Für den VS sind Uwe Friesel und Erasmus Schöfer Mitglieder des Komitees.

Wenn das Zentrum jetzt am Anfang seiner Tätigkeit auch noch an allerlei Kinderkrankheiten leidet, so ist es doch auf längere Sicht eine phantastische Einrichtung, die man nur aus vollem Herzen begrüßen kann. Nach meinem Eindruck steht der Bürgermeister von Rhodos engagiert hinter dem Projekt, was ja für die Zukunft der Einrichtung von großer Bedeutung ist, da der Hauptfinanzier zur Zeit noch die Stadt Rhodos ist. Später sollen die Mitglieder (d.h. die einzelnen Schriftstellerverbände), internationale Organisationen und Sponsoren für die Finanzierung sorgen.

Ilse Fath-Engelhardt

Übersetzen ist Macht

Der Kongreß »Translation & Power«, veranstaltet vom Centre for British and Comparative Cultural Studies der Universität Warwick, 13.-15. Juli 1997

Einerseits ein teurer Spaß (das £ ist auf über 3 DM geklettert), andererseits wichtige Informationen (die Teilnehmer kamen aus aller Welt) und dazwischen jede Menge kollegiale Offenheit und Herzlichkeit, als wäre es Bergneustadt gewesen. Das bei bester Verpflegung und Unterkunft. Die Universität Warwick nützt ihr herrliches Gelände zugleich als Konferenzzentrum, das bereits mehrfach preisgekrönt wurde. So lassen sich Universitäten also auch finanzieren. Neben vielen EU-Staaten wie Belgien, Finnland, Griechenland, Irland, Italien, Norwegen, Österreich, Portugal, Spanien, Schweden, Türkei, Deutschland und natürlich Großbritannien – seltsamerweise fehlte Frankreich – waren vertreten Ägypten, Argentinien, Brasilien, Bulgarien, Hong Kong, Indien, Iran, Island, Kanada, Malaysia, Neuseeland, Nigeria, Serbien, Singapur, Südafrika, Taiwan, Tschechien, Ungarn und die USA. Alles in allem 32 Länder bei rund 170 Teilnehmern, von denen über zwei Drittel ein akademisches Lehramt bekleideten. Es war die zweite Konferenz dieser Art, die das Centre for British and Comparative Cultural Studies organisierte. Die erste, »Translation, History and Culture«, fand vor 8 Jahren statt.

Was war nun eigentlich los? Eines auf keinen Fall: steife Gelehrsamkeit. Hier war die organisatorische Ordnung flexibel, wurde das Leben nicht unentwegt zur Ader gelassen, durfte das kreative Chaos der akademischen Stringenz kleine Streiche spielen. So erhielt mein durch einen Vortrag provoziertes, spontan verfaßtes Gedicht, das ich in der Diskussion vortrug, einen Miniapplaus und wurde später als mutig gewürdigt.

In den vier Plenarvorträgen kam es immer wieder zu postkolonialen Situationsbeschreibungen. So sprach Professor Harish Trivedi von der Universität Delhi, der den Einführungsvortrag hielt, von dem gegenwärtigen Trend in Indien, Rückübersetzungen vom Englischen ins Alltagshindi bzw. -bengali zu machen. Das nationale Kulturgut, das in der Kolonialzeit in die Herrschaftssprache übersetzt wurde, wird jetzt wieder auf seinen historischen Kontext zurückgeführt. Der Grund: Es setzt sich immer stärker die Erkenntnis durch, daß »Unterschicht zählt«. Das war überhaupt der Grundtenor der Konferenz: »lower class matters«. Professor Trivedi ging in seiner Einschätzung der gegenwärtigen Lage sogar soweit festzustellen: Noch vor kurzem galt, daß Wissen Macht ist, das ist jetzt überholt, heute wird immer deutlicher: Übersetzen ist Macht. Es spiegelt sich hier die Erfahrung des Informationszeitalters wider: Die durch Internet und Computer weltweit zugänglichen, riesigen Wissensressourcen sind nutzlos, solange sie in keinen aktuellen Lebenskontext übersetzt werden. Brachliegendes Wissen ist machtlos, ob es sich nun im Gehirn, in der Bibliothek oder sonstwo befindet. Professor Trivedi verwies in diesem Zusammenhang übrigens darauf, daß sich der Sprecher für Indien, Salman Rushdi, selbst »the translated man« nennt. Und hier wurde gleich noch mit einem weiteren Mythos aufgeräumt, dem der angeblichen Unübersetzbarkeit mancher Texte. Die klare Antwort: Es ist die Politik, die bei einer Übersetzung verloren geht. Politik

scher Kampf ist nicht zuletzt semantischer Kampf. Was wiederum zeigt: Übersetzen ist Macht.

Diese Situation des Übersetzers als Machtfaktor wurde im Laufe der zwei Tage durchwegs auf die eine oder andere Art bestätigt. Dabei rückte ein Teil der Referate die gesellschaftliche Rolle der Übersetzer/innen, ein anderer ihre individuelle Befindlichkeit und Sprachproblematik mehr in den Blickpunkt. So beleuchtete Jean-Marc Gouvanic von der Universität Concordia, Kanada, den normativen Einsatz von Übersetzungen, den er unsichtbare Dominanz nannte. Kwan Zi von der National Taiwan Normal University sprach von den Vor- und Nachteilen einer Lizenzierung des Übersetzerberufs in Taiwan, wobei sie persönlich die Vorteile überwiegen sah. Yong Zhong von der Universität New South Wales, der in China jahrelang als Übersetzer tätig war, beobachtete dort eine erneute Tendenz zu Transliterationen westlicher Begriffe, wie dies Anfang dieses Jahrhunderts schon einmal der Fall gewesen war. Jetzt sind selbst Hypertransliterationen Mode – man bezeichnet Produkte mit erfundenen Transliterationen, um sie besser verkaufen zu können. Sehnaz Tahir berichtete von einer einseitigen Übersetzungsförderung in der Türkei, die sich auf politische Vorgaben stützt. Zu übersetzende Kinderbücher und Bücher für das einfache Volk etwa sind auf die landeseigenen Verhältnisse zu übertragen oder ganz umzuschreiben, damit die Kinder bzw. das Volk nicht verunsichert werden oder ihr Vertrauen in die Nation gar verlieren. Nad'a Abdallaová von der Karls-Universität in Prag informierte über die Lage der Übersetzer in Tschechien. Die angestrebte EU-Mitgliedschaft bestimmt das Bild. Die Übersetzer erhalten über eine unübersehbare Kette von Agenturen, die alle ihr Scherflein haben wollen, die von Brüssel ausgegebenen Texte (insgesamt sind an die 600.000 Seiten legislativer Text zu übersetzen), wobei die offiziellen Glossare bei den Ministerien bleiben, die auch für die Korrekturen zuständig sind. Die Übersetzer sehen ihre Texte nie in ihrer veröffentlichten Form. Dieses Einbahnstraßensystem ist frustrierend und wenig produktiv – manch einer macht jahrelang denselben Fehler. Die Liste ließe sich fortsetzen. Immer wieder wurde der Übersetzer als Rädchen im politischen Getriebe oder noch schlimmer als Handlanger der Unterdrückung und des Betrugs sichtbar, aber vor allen Dingen eben auch als Aufklärer und Kulturvermittler. Als solcher nützt er der Gesellschaft nicht nur, sondern hält sie im vollsten Sinne des Wortes am Leben. Denn er sorgt für den umfassenden Austausch kultureller Kräfte, ohne den eine Gesellschaft bald an geistiger Inzucht einging oder doch zumindest zum Pflegefall degenerierte – als der sie dann beliebig »gebraucht« werden kann.

Auch die Beiträge über die individuelle Befindlichkeit und Sprachproblematik der Übersetzer/innen waren sehr aufschlußreich. Farzaneh Farahzad von der Allameh Tabataba'i Universität, Iran, unterschied zwischen zwei Manipulationsprozessen, einem bewußten und einem unbewußten, um letzteren dann gestaltpsychologisch zu erklären. Wir neigen dazu, stets »im Bilde« zu sein und Sinnzusammenhänge zu sehen und kommen auch nicht darum herum. Wichtig ist dabei, sich dieses Vorgangs bewußt zu werden, um in immer genauerer Interaktion mit dem Text die Lücken so zu schließen, daß – und hier stimmte Frau Farahzad mit mir überein – eigene Aufklärung geschieht. Hier kommt der Prozeß des Reifens als eigener Horizont-erweiterung ins Spiel. Kanavillil Rajagopalan von der staatlichen Universität Campinas, Brasilien, war von

Professor Trivedis Vortrag so begeistert, daß er daran anknüpfend Aspekte seines Referats frei vortrug. Wenn die Unterschicht zählt, dann zählen auch ethnische Minderheiten, Kinder, Emotionen. Und überhaupt, übersetzen Kinder beim Sprechenlernen nicht zuallererst, indem sie für sie zunächst unverständliche Laute interaktiv mit konkreter Bedeutung füllen? Oder wie war es im Verlauf der Evolution? Gab es da einen Vater, der noch nicht sprechen konnte, und einen Sohn, der es plötzlich konnte, so daß an einem Punkt unserer Geschichte absolute Beziehungslosigkeit zwischen den Generationen herrschte? Da halte er sich doch lieber an die Binsenweisheit, daß das Übersetzen die Norm menschlicher Kommunikation ist: »We are translating animals.« Übersetzen beginnt mit dem Verstehen oder noch deutlicher ausgedrückt: Wer versteht, übersetzt. Und daß Verstehen nicht mit angelegtem Wissen gleichgesetzt werden darf, sondern eine Frage des Seins ist, darauf verwies Radhouan ben Amara von der Universität Cagliari, Italien, der betonte: »To understand does not longer mean to know but to be!« Übrigens wird einer der Hauptcharaktere in der comedia dell'arte, der Dottore, so definiert: Viel gelernt und nichts begriffen. Um die Authentizitätsfrage beim Übersetzen ging es auch in meinem Referat, in dem ich hervorhob, daß Verstehen nichts mit Willkür zu tun hat, sondern ein Prozeß der Achtsamkeit ist. Und Achtsamkeit bzw. gekonntes Lernen heißt: über das Zentralnervensystem, das willentlich funktioniert, den vom autonomen Nervensystem geschaffenen Sinn zu empfangen, ohne dabei mehr zu tun, als zu empfangen. Also keine Wissensprojektion zu leisten. Natürlich ist es in der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen, den ganzen neurologischen Hintergrund für diese Aussage zu liefern. Doch konnte ich in der Diskussion zumindest darauf hinweisen, daß die Brücke für diesen Vorgang der Thalamus mit seinen Epi- und Hypozentren ist.

Insgesamt war es ein ermutigendes Treffen, und Frau Professor Susan Bassnett von der Universität Warwick verdient, zusammen mit all denen, die die Konferenz mit organisiert haben, ein großes Lob und Dankesehr. Das Centre for British and Comparative Cultural Studies wird ein Buch mit ausgewählten Beiträgen der Konferenz herausbringen.

Willi Zurbrüggen

1. Lateinamerikanischer Kongreß für Übersetzen und Dolmetschen 1996

Buenos Aires empfängt den Besucher aus dem verdämmenden europäischen Sommer mit dem lichten Charme seines jungen Frühlings. Das frische Grün der Platanen und Paternosterbäume lädt zum Flanieren ein, das Schaufenster einer Confiteria grüßt mit buntem »Feliz Primavera«. Der 1. Lateinamerikanische Kongreß für Übersetzen und Dolmetschen findet vom 26. bis 28. September 1996 im Stadtzentrum von Buenos Aires in der Avenida Corrientes statt, in einer modernen Freiluftpassage mit fünf Veranstaltungssälen; dazwischen Bäume, Natursteintreppchen, Cafés, Buch- und Schallplattenläden, dieser Tage alles fest in der Hand von Übersetzerinnen und Dolmetschern aus beiden Amerikas und Europa. Für die 120 Dollar Einschreibgebühr bekommt jeder Teilnehmer die obligatorische Kongreßtasche mit Programmheft, Notizblock und Kugelschreiber ausgehändigt, und mit dem bereit-

gelegten Namensschildchen am Revers fühlt sich der Gast gleich gleich unter all seinesgleichen. Ein stiller Dank den Kollegen vom Colegio de Traductores Públicos de la Ciudad de Buenos Aires, die stets und überall mit gutem Rat zur Stelle sind und die Organisation dieser Tage souverän bewältigen; die mitgelieferte Hotelliste sorgt für preiswerte Unterkunft gleich auf der anderen Straßenseite. Beim Studium der Teilnehmerliste macht sich Staunen breit: von den 1.000 eingetragenen Teilnehmern sind höchstens 20 Männer – ein nur auf den ersten Blick aufregendes Verhältnis. Das Bild auf dem Campus beherrschen dann auch ältere Damen mit Handtaschen und jüngere Damen mit Handtelefonen. Sie kommen aus den meisten lateinamerikanischen Ländern und aus den Vereinigten Staaten; sogar aus Australien ist jemand da, aus Schweden, aus Italien und Deutschland ebenfalls.

Das Tagungsprogramm ist in vier Themenbereiche aufgeteilt: Übersetzungstheorie, wissenschaftlich-technische-juristische Übersetzungen, literarisches Übersetzen und Übersetzerausbildung. Der Vortragsplan ist übersichtlich gestaltet und die Zeit für die Beiträge großzügig genug bemessen, um nach Auswahl seiner Themen geruhsam von Vortrag zu Vortrag wandern zu können. Die großen Säle sind in der Regel vollbesetzt, die kleineren erweisen sich meistens als zu klein. Zur Eröffnung wird über die unterschiedliche Bewertung der Rechte von Autoren und Übersetzern referiert und damit über den unterschiedlichen Status, den beide Berufsgruppen bei den Verlagen genießen. Der Beitrag ist ausgesprochen kämpferisch und fordert, die Rechte der Übersetzerinnen mit denen des Originalautors gleichzusetzen. Die zumeist erkennbar praxisunerfahrenen Übersetzerinnen werden mit den Realitäten des Berufsstandes vertraut gemacht, zugleich soll das Bewußtsein für den Stellenwert ihrer Arbeit geschärft werden.

Überraschend praxisnah wird selbiger ihnen in der Literaturbeilage einer großen Tageszeitung vor Augen geführt, wo an diesem Tag vier Buchbesprechungen abgedruckt sind, allesamt Übersetzungen, in keiner Rezension ist der Name der Übersetzerin oder des Übersetzers vermerkt; und das weiß Gott nicht, weil diese sich an dem just zu Beginn des Kongresses ausgerufenen 36-stündigen Generalstreik beteiligt haben. Hingegen fällt diesem Streik mein zweiter Programmpunkt zum Opfer: John Milton, der über ein so großes Thema wie »Translating Latin America« referieren will, ist im hauptstädtischen Feierabendverkehr verschollen. Der nächste Beitrag auf meiner Liste heißt »Übersetzungstheorie als didaktische Erfahrung«; er wird von Rosa Luna, Dozentin an der Universidad Feminina del Sagrado Corazón in Lima/Peru, mit solchem Furor vorgetragen, daß ich mit meinem Verstehen hoffnungslos auf der Strecke bleibe und beschämt den Saal verlasse.

Den Rest des Tages nehme ich mir frei und wandere durch die Stadt. Die Unmutsbekundungen der Bevölkerung manifestieren sich in Buenos Aires traditionell vor dem Regierungspalast auf der Plaza de Mayo, die am ersten Abend des Streiks aussieht, als habe sich ein Orkan von Flugblättern dort ausgetobt. Noch immer hängt der ganze Platz voller Transparente, auf denen Mechaniker und Bankangestellte, Lehrer, Eishersteller und Pensionäre von Post und Telekom Argentino sich gegen die Flexibilisierung der Arbeitszeit und die Mütter vom Departamento de la Mujer sich für ein Familienleben in Würde aussprechen. Ein konsternierter Polizist hält Wache an einer umgerissenen Straßenlaterne.

Selbst das Touristenviertel San Telmo liegt wie ausgestorben, nur die abendlichen Jogger am Parque

Lezama laufen zum Rhythmus der zirpenden Grillen. Die größte Tageszeitung von Buenos Aires, El Clarín, die stets tapfer versucht, als Stimme der Opposition zur Menem-Regierung glaubwürdig zu bleiben, veröffentlicht am nächsten Tag ein Telefoninterview mit dem Regierungschef, das in Auszügen hier wiederzugeben ich mir nicht versagen kann:

Präsident, was sagen Sie zu der Demonstration und dem Streik?

»Ein Fehlschlag. Kaum 40.000 Leute auf den Straßen, das nenne ich einen Fehlschlag. Ich glaube, bei dem Spiel Boca gegen River am Sonntag werden mehr Menschen ins Stadion kommen.«

Nach unseren Schätzungen, Herr Präsident, waren es weit mehr.

»Nun, ich halte mich an die Zahlen der Polizei, die hat mehr Erfahrung. Aber nehmen wir die Zahlen nicht so wichtig; sagen wir, es waren fünfzig- oder sechzigtausend...«

Siebzigttausend...

»Nein, so viele waren es nicht. Blasen Sie die Dinge nicht auf...«

Der Platz war voll, Präsident, und die Avenida de Mayo und angrenzende Straßen auch noch.

»Ja, aber doch sehr verstreut. Nach meinen Informationen handelte es sich dabei nicht um eine kompakte Masse. Man konnte noch bequem durchkommen. Machen wir uns nichts vor, mehr als vierzigtausend waren es nicht...«

Haben Sie die Demonstration im Fernsehen gesehen?

»Nicht nur gesehen. Ich habe sie mit dem Hubschrauber überflogen. Ich weiß nicht, ob Sie dazu Gelegenheit hatten...«

Das sind die Vorteile, wenn man oben ist...

»Das sind die Vorteile, wenn man einen Hubschrauber fliegen kann.«

Doch zurück zum Kongreß, wo Prof. Dr. Gerd Wotjak, Leiter der Abteilung für Romanische Sprach- und Übersetzungswissenschaft am Institut für Sprach- und Übersetzungswissenschaft in Leipzig, derzeit auf vom DAAD bezahlter Vorlesungsreise durch mehrere argentinische Städte, heute einen Vortrag über »Die sogenannten falschen Freunde des Übersetzers« hält. Der Professor ist ein Bär von einem Mann, der seinen Vortrag zudem im Stehen hält, was die zierliche Zuhörerinnenschaft gleich so mit Ehrfurcht erfüllt, daß sie ihm willig durch die humorige Blütenlese der falschen Freunde folgt. Viele alte Bekannte trifft der mit einiger Praxis beladene Übersetzer hier wieder; aber auch ein paar neue werden vorgestellt, z.B. auge – Auge und papel – Pappel, die sich spätestens bei der Aussprache doch als »Freunde« erweisen, die man höchstens vom Sehen kennen will.

Die Übersetzerin Sonia Bravo Utrera aus Kuba berichtet von dem lamentablen Unternehmen, das auf Englisch geschriebene Buch des Kubano-Amerikaners Oscar Hijuelos *Die Mambo-Kings spielen Songs der Liebe* von einem Spanier und nicht von einem Kubaner ins Spanische übertragen zu lassen. Das mit kubanischen Slang-Ausdrücken und sprechenden Namen durchsetzte Buch verliert seine ganze sozio-kulturelle Dichte und wird für jeden Kubaner unleserlich, da der spanische Kollege es in reinstes Kastilisch übersetzt hat (Verlag: Ciruela, Madrid, 1990), wobei nicht nur völlig unkenntliche Bilder entstehen, sondern viele Dinge aus dem kubanischen Alltagsleben schlicht falsch bezeichnet werden.

Vom umfassenden Wissensdurst des überwiegend jungen Publikums zeugt auch der vollbesetzte Saal beim Vortrag über die Ausbildung von Übersetzern und Dolmetschern in Schweden, bei dem man nebenbei erfährt, daß die Schweden eine geplante Erweiterung der Ausbildungsmöglichkeiten für Dolmetscher mit nordischer Zurückhaltung bis nach der Volksabstimmung über den Beitritt zur Europäischen Union vertagten. Als Schweden dann für den Beitritt stimmte, stellte sich heraus, daß man von heute auf morgen sechzig Dolmetscher brauchte, doch im ganzen Land höchstens zwölf aufzutreiben waren.

Gäste aus Galizien und Katalonien informierten in ihren Beiträgen über die Schwierigkeiten, Literatur in Minderheitensprachen zu übersetzen, die sich zunehmend von den Nationalsprachen bedrängt sehen. So wird beispielsweise für Barcelona diagnostiziert, daß die Jugend zunehmend Wert darauf legt, sich neben dem Catalán auch perfekt in Spanisch ausdrücken zu können; eine Entwicklung, die im ländlichen Teil Kataloniens sehr viel zögernder um sich greift.

Bei den Übersetzungstheoretikern lautet der nächste Beitrag »Mythos und Wirklichkeit der traduktologischen Forschung«. Ja..., bange machen gilt es nicht, das habe ich mir auch gesagt. Tatsächlich führt M. Georges Louis Bastin sein Publikum im vollbesetzten großen Saal so geistreich und locker an die Aufgaben des Übersetzens und Dolmetschens heran, daß hie und da Heiterkeit aufkommt, man erleichtert erfährt, daß die dem Berufsstand oft eigene verschwommene Angst vor der Wissenschaftlichkeit eigentlich ganz unbegründet ist. M. Bastir plädiert für eine Annäherung, ein verstärktes Zusammengehen von Übersetzungstheorie und -praxis, legt überzeugend dar, daß ein hohes Qualitätsniveau dauerhaft nur im produktiven Miteinander zu halten ist. Dem deutschen Leser möchte ich dazu das 1995 im Stauffenburg Verlag erschienene Buch von Hans G. Hönl, »Konstruktives Übersetzen« empfehlen, das sich dieser Thematik ebenso präzise wie anschaulich widmet.

In Buenos Aires geht der 1. Lateinamerikanische Kongreß für Übersetzen und Dolmetschen seinem Ende zu. Allzu detaillierte Vorträge, wie der des Paares Carmen und Manuel Mata Pastor über das Übersetzen von Installations- und Gebrauchsanweisungen für Küchengeräte, spare ich mir nun. Ich rufe mir Gesichter, Eindrücke, Bilder aus den vergangenen Tagen in Erinnerung, und sie spiegeln den ersten Übersetzer- und Dolmetscherkongreß Lateinamerikas vor allem als eine große umfassende Geste, die den vielen jungen Dolmetschern und Übersetzerinnen ein kontinentales Miteinander, eine länderübergreifende Kommunikation empfehlen will sowie professionelle Maßstäbe zu etablieren sucht, die sich an dem heutigen Stand der Übersetzungswissenschaft und -theorie orientieren und der rasanten technischen Entwicklung im Arbeitsbereich Rechnung tragen. Das veranstaltende Colegio de Traductores Públicos der Stadt Buenos Aires hat hier die Rolle des integrierenden Dachverbandes übernommen – in Anbetracht seiner organisatorischen und in-

haltlichen Kompetenz mit Recht, wie ich meine. Eine solche Haltung entspricht durchaus auch dem Selbstverständnis der Stadt Buenos Aires, die seit dem Ende der Militärdiktatur daran arbeitet, ihren alten Ruf als »Centro de Letras« des lateinamerikanischen Kontinents wiederherzustellen. (Die Reise nach Buenos Aires wurde durch das Auswärtige Amt gefördert.)

Literatur

European Translators' Backbone und *Infonetz Literatur*

Der *European Translators' Backbone* ist eine von der österreichischen Übersetzergemeinschaft ausgehende Initiative zur Vernetzung im Bereich von Literatur und Übersetzen. Als Ergebnis dieses von der EU geförderten Partnerschaftsprojektes hat die Übersetzergemeinschaft zu Jahresanfang zwei Publikationen vorgelegt: Das Handbuch *Infonetz Literatur* informiert über Einrichtungen des literarischen Lebens in den ost- und südosteuropäischen Reformstaaten: Verlage, Verbände, Bibliotheken, Literaturzeitschriften usw. Gegliedert nach Ländern und Kategorien kann hier eine Vielzahl von Institutionen nachgeschlagen werden, die sich mit Produktion, Verbreitung, Vermittlung und Erforschung literarischer Werke beschäftigen. Die Einträge umfassen neben Adresse, Telefon, Fax und e-mail auch die Namen der Kontaktpersonen und eine Beschreibung der jeweiligen Einrichtung.

Das Handbuch basiert auf der Kooperation von Fachleuten aus den Reformstaaten, die gemeinsam das »Infonetz Literatur« bilden. Sie sind bestens vertraut mit der Situation in ihrem Land und gewährleisten die größtmögliche Zuverlässigkeit der Informationen. Die von ihnen zur Verfügung gestellten Daten wurden im Wiener Zentrum des »Infonetz Literatur« nach modernsten Methoden verarbeitet, so daß nun ein übersichtliches Nachschlagewerk vorliegt, das den Zugang zu diesen noch wenig erschlossenen literarischen Landschaften erleichtert.

Als Hit hat sich der *Translators' Companion* erwiesen, die erste europaweite systematische Datensammlung im Bereich literarischer Übersetzung. Neben einer detaillierten Darstellung der Verbände literarisch Übersetzender wird vor allem den Förderungen breiter Raum gewidmet. Hier finden sich Preise und Stipendien für Übersetzende ebenso wie Übersetzungszuschüsse, die an Verlage gehen. Das notgedrungen schmalste Kapitel ist jenes über Ausbildungsmöglichkeiten für literarisch Übersetzende: wirklich fundierte Lehrgänge bestehen nur in wenigen Ländern.

Beide Publikationen sind zweisprachig deutsch/englisch und bei der Übersetzergemeinschaft erhältlich. *Infonetz Literatur*: 547 Seiten, ÖS 398,-, ISBN 3-901623-01-9; *The Translators' Companion*: 311 Seiten, kostenlos.

Brigitte Rapp

Übersetzen erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 10.-, Jahresabo DM 28.- zzgl. Versandkosten.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien, Friedrichstraße 15, 70174 Stuttgart. Postgirokonto für die Zeitschrift: Stuttgart Nr. 932 68-704, BLZ 600 100 70.

Redaktion: Kathrin Razum, Hildastraße 15, 69115 Heidelberg (verantwortlich); Renate Orth-Guttmann; Regina Peeters.

Layout: Matthias Ries. Druck: Satzspiegel, Joseph A. Smith, Untere Straße 25, 37120 Bovenden.

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.